

Nr. 256. Bromberg, den 9. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(21. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

„Raffaele! Was willst du tun!“ rief Vito erschrocken aus. „Willst du dich denn mutwillig der Polizei in die Hände liefern und dich auch für ein paar Jahre oder vielleicht für immer auf eine der Inseln schicken lassen? — Nein, nein, stürze dich nicht ins Unglück! Hätte ich geahnt, daß du auf einen so wahnsinnigen Einfall kommst, — kein Wort hätte ich über meine Lippen gebracht, sondern ich hätte selbst alles ins reine gebracht mit jenem Fremden.“

„Mein Entschluß steht fest: ich gehe mit dir,“ beharrte Raffaele finster.

„So gedulde dich doch wenigstens noch eine Weile! Ich wache doch so lange über Carmela, daß ihr nichts geschieht. — Vielleicht kannst du eher ungefährdet nach Neapel zurückkehren, als du denkst: Der Capintesta wird in diesen Tagen mit einigen unserer einflußreichsten Mitglieder aus der „alta Camorra“ eine Besprechung haben, wie man den Präfekten unschädlich machen kann. Sogar unser Gönner, der Prinz will sich dafür verwenden, daß Colnaghi so bald als möglich wieder von Neapel weg versetzt wird.“

Aber alle Vorstellungen des Marchese scheiterten an Raffaeles Entschlossenheit: „Wenn ich als Bauer gekleidet gehe und noch ein Auge zubinde, wird mich so leicht niemand erkennen. Der Vollbart verändert mich ja auch schon sehr. Und bei Tage werde ich mich natürlich nicht auf der Straße zeigen. Wir richten es so ein, daß wir bei Dunkelheit in Neapel eintreffen und am folgenden Abend, nach Eintritt der Dunkelheit, trete ich den Rückweg an.“

Da gab Vito seinen Widerstand auf. — Der Bauer mußte nun seinen Vorrat an alten Kleidern und Hüten bringen und Raffaele begann, sich in einen Gebirgsbewohner umzuwandeln. Als er nach einer halben Stunde mit seiner Verkleidung fertig war, mußte der Marchese selbst zugeben, daß er kaum zu erkennen war.

Lange noch saßen die beiden Männer beim Scheine des trüben Öllämpchens beratend beisammen, und erst als die einzuschlagenden Pfade, die Zeiteinteilung und die Rastplätze genau festgelegt waren, begaben sie sich zur Ruhe, um am nächsten Morgen ihren mühsamen und gefährlichen Marsch mit frischen Kräften antreten zu können.

Donna Assunta hatte sich zu gewohnt früher Stunde erhoben und soeben mit ihren häuslichen Verrichtungen begonnen, als sie aus Carmelas Zimmer das Geräusch von Schritten und von Möbelrücken vernahm. Noch niemals in all den Jahren hatte sie es erlebt, daß ihre Pflegetochter schon um diese Zeit auf war, und sie eilte daher besorgt hinzu, um zu fragen, was denn geschehen sei. Aber sie blieb wie angewurzelt auf der Schwelle stehen, denn was sie sah, war etwas so Ungeheuerliches, daß sie ihren Augen nicht traute: Carmela räumte ihre Stube auf! — Das Bett war schon gemacht, alle Kleider waren von dem gewohnten Platz, dem großen Sofa, verschwunden und lagen säuberlich zusammengelegt und mit einem Schal bedeckt auf einem Sessel in einer Ecke des Zimmers Und nun war das junge Mädchen damit beschäftigt, Staub zu wischen und die Möbel zurechtzurücken. —

Zwar kannte Donna Assunta nicht den unmittelbaren Beweggrund zu diesem sonderbaren Betragen; aber daß es irgendwie mit dem blonden Fremden zusammenhing, der nun seit einer Woche täglich um acht Uhr morgens zum Malen kam, das war ihr sofort klar.

„Was ist denn das für ein Unsinn?“ fragte sie, nachdem sie sich einigermaßen von ihrem Staunen erholt hatte, und deutete dabei mißbilligend auf das Ordnungswerk Carmelas, durch das ihr die ganze Stube plötzlich fremd und ungemütlich erschien.

Das junge Mädchen bekam einen roten Kopf und blieb, das als Staubtuch benutzte Wäschestück hinter den Rücken haltend, wie auf einem Unrecht ertappt, mit gesenkten Lidern stumm und reglos stehen. Sie konnte doch nicht erzählen, was Using am Tage vorher in die dicke Staubschicht auf der Tischplatte geschrieben. Denn diese Inschrift hatte neben einer Schmeichelei über die Neapolitanerinnen auch eine strenge Kritik ihrer häuslichen Tugenden enthalten. Und wenn sie es auch ihrer Pflegemutter gesagt hätte, — diese würde gar nicht begriffen haben, was der Fremde eigentlich damit sagen wollte. Hatte doch Carmela selbst der Inschrift zuerst ganz verständnislos gegenübergestanden, bis ihr Using eine längere Erklärung über die verschiedenen Auffassungen der Begriffe „Ordnung“ und „Reinlichkeit“ in Wien und in Neapel gegeben.

Gleich am ersten Tage war es Carmela aufgefallen, daß der österreichische Maler mit einer für neapolitanische Begriffe geradezu lächerlichen Peinlichkeit gekämmt und rasiert war, — daß seine Hände und Nägel aussahen, als wüsche und putze er den ganzen Tag daran herum, — daß an seinem Kragen kein Flecken, an seinem Anzuge kein Stäubchen zu entdecken war. Selbst die feinen Herren in den Logen des San-Carlo-Theaters konnten sich hierin nicht mit ihm messen, und sie hatte eine solche Sauberkeit und Gepflegtheit bisher nur auf Bildern von Seifenpackungen und Zigarrenkisten gesehen. So fand sie denn auch diese übertriebene Sauberkeit zuerst recht komisch, so gut ihr auch sonst der flotte Maler mit der hellen Haut und den klaren blauen Augen gefiel. Aber schon am zweiten Tage hatte sie sich daran gewöhnt. Und am dritten Tage fand sie an dieser Peinlichkeit in der Kleidung so viel Gefallen, daß sie dieselbe nachzuahmen versuchte, womit sie sofort Donna Assuntas Argwohn und Befremden erregte. Ja Using selbst hatte zu ihrem Kummer erklärt, daß sie viel schöner und natürlicher sei, wenn sie nicht so geschniegelt und gebügelt ginge, und zum Malen könne er sie in diesem Aufzuge schon gar nicht gebrauchen. Nun wußte sie nicht mehr, wie sie es ihm recht machen sollte, und sie hätte doch so gern alles nach seinem Geschmack getan; denn er malte nicht nur wunderschön, sondern schien ihr auch sonst der liebenswürdigste und feinste Mensch zu sein, den sie je kennengelernt. Und als ihr Using auf ihre kindlich-dringlichen Fragen nach seiner Heimat und seiner Familie unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, daß er ein „Conte“ sei, da war sie gar nicht er-

staunt. Denn so, wie er war, — so hatte sie sich immer einen wirklichen Grafen vorgestellt, — und nicht so, wie die jungen rüpelhaften Gecken waren, denen man in den Kaffeehäusern und Singspielhallen Neapels auf Schritt und Tritt begegnete. —

„Wenn du schon einmal auf bist, kannst du auch gleich zum Frühstück kommen!" sagte Donna Assunta jetzt, ohne weiter in Carmela zu dringen, denn das geliebte Kind dauerte sie in seiner Verlegenheit.

Es gab heute etwas besonders Gutes: Donna Assunta hatte eine leckere dicke Brühe gekocht und soeben von dem vorübergehenden Bäcker ein frisches, noch ganz warmes Weißbrot gekauft. Sie schnitt nun ein großes Stück davon ab, brach es auf, goß einen vollen Löffel der duftenden Tunke, in der große Knoblauchstücke schwammen, auf die lockere Krume, und reichte es Carmela hin.

Aber da geschah etwas Unerhörtes: Carmela verweigerte die Annahme dieses Leckerbissens!

„Wie? Du willst nichts von deinem Lieblingsgericht?" fragte die Wahrsagerin erschrocken. „Ist dir denn nicht gut, mein Herzchen? — Oder bist du böse? — Ich habe es ja vorhin nicht so schlimm gemeint. Es ist ja dein Zimmer, und du kannst darin machen, was du willst. Komm, iß doch, mein Engelchen!"

Und nun geschah etwas noch Unerhörteres: Carmela sagte, stockend und zaghaft zwar, aber doch ganz unmißverständlich: „Nein, danke. Ich mag es nicht wegen der Knoblauchstücke. Signor Raimondo hat gesagt, wenn man Knoblauch ißt, . . . dann . . . dann stinkt man danach."

Donna Assunta starrte ihre Pflegetochter an, als ob diese den Verstand verloren habe. Und in einem Gemisch von Empörung und Staunen entrang es sich ihren Lippen: „Nach Knoblauch . . . stinkt man? — Nach Knoblauch! — nach dem guten Knoblauch?!"

Aber diesmal faßte sich Carmela ein Herz und erzählte, daß sie dem Maler gestern in der Frühstückspause eine knoblauch-gewürzte Pizza angeboten habe, — daß er sie aber mit der scherzhaften Erklärung zurückgewiesen hätte, kein junges Mädchen würde ihm mehr einen Kuß geben, wenn er nach Knoblauch röche.

Doch nun kannte Donna Assuntas Entrüstung keine Grenzen mehr: „Dieser Idiot! Dieser Barbar!" schrie sie mit ihrer tiefen, polternden Stimme. Er will unsere gute neapolitanische Pizza verunglimpfen, — dieser Tagedieb?! — Und dich macht er noch ganz närrisch mit all seinem Unsinn, — dieser geleckte blonde Affe! — Aber warte, Freundchen, du kommst mir nicht mehr in mein Haus! — Oder ich werde den Marchese rufen lassen, damit er dir Beine macht!"

Carmela hatte das Ende dieser Wortflut nicht abgewartet. Sie war aufgesprungen und in ihr Zimmer geeilt. Dort schloß sie sich ein und warf sich laut schluchzend auf ihr Bett.

Vergebens klopfte und rüttelte Donna Assunta an der Tür, — vergeblich bat und flehte sie, Carmela möge ihr doch öffnen. Die Tür blieb verschlossen, und Donna Assunta zog sich betreten und voller Reue über ihre Heftigkeit in die Küche zurück. Ihre Absicht aber, Using nicht mehr einzulassen, hatte sie sofort wieder aufgegeben; nicht nur, weil Carmela solche Freude daran hatte, gemalt zu werden, sondern vor allem auch, weil sie Raffaele bei seiner Rückkehr nach Neapel mit dem Bilde seiner geliebten Schwester überraschen wollte. So war sie denn auch von ausgesuchtester Höflichkeit, als sich der Graf bald darauf zur gewohnten Stunde einfand. —

Carmela hatte sich unterdessen beruhigt und den Riegel in ihrem Zimmer leise zurückgezogen. Harmlos lächelnd, als sei nichts geschehen, empfing sie den Maler, ihm mit kindlicher Anmut die Hand entgegenstreckend.

Using sah sich wohlgefällig nickend in dem aufgeräumten Zimmer um, und Carmela errötete von neuem. Und dann ging es an die Arbeit: Die Staffelei, das Malgerät und das angefangene Bild wurden aus einem Winkel des Zimmers hervorgeholt und in dem kleinen Gärtchen aufgestellt.

Carmela war schon in ihrem Kostüm: Sie trug statt eines Rockes einen großen bunten Seidenschal um die Hüften geschlungen, der Oberkörper war nur mit einem kurzärmeligen Hemd bekleidet, die von einem Weinlaubkranze gekrönten dichten Locken fielen ihr aufgelöst auf Schultern und Nacken, und sie trug weder Schuhe noch Strümpfe. In der scharf herabhängenden Rechten ein Tamburin haltend, den linken Arm hinter den Kopf gelegt, mußte sie sich, wie vom Tanz ermattet, gegen einen Baum des kleinen Gärtchens lehnen. Das vielfarbige Laub der Sträucher und die bunten Herbstblumen bildeten einen reizvollen Hintergrund zu der anmutigen Mädchengestalt.

Anfangs war Carmela mit dieser Kleidung und dieser Stellung durchaus nicht einverstanden gewesen. Sie wollte sich in ihrem besten Kleide, schön frisiert und elegant beschuht in einer gravitätischen Haltung malen lassen, und es hatte langen Zuredens von seiten Usings bedurft, um sie zu überzeugen, daß sie so viel schöner sei. Da hatte sie sich endlich gefügt und seine Wünsche in bezug auf Haltung und Gesichtsausdruck mit einer solchen Anpassungsfähigkeit und Anmut erfüllt, daß der Maler, ganz hingerissen von diesem herrlichen Modell, sofort entschlossen war, es nicht bei diesem einen Bilde bewenden zu lassen.

Schwer fiel es Carmela jedoch anfangs, lange stillzuhalten. Wenn ihr irgendetwas durch den Kopf schoß, gab sie plötzlich ihre Haltung auf und plapperte heraus, was ihr auf dem Herzen lag. Aber endlich hatte sie Using so weit, daß sie sich trotz der Unterhaltung mit ihm nicht mehr rührte, bis er erklärte, daß man nun eine kleine Pause machen wolle. Dann atmete sie wie befreit tief auf, warf die Locken in den Nacken und dehnte wohlig die von dem Zwang befreiten Glieder. Oft zogen sich die Pausen recht lange hin. Using und Carmela saßen dann in dem kleinen Gärtchen auf einem schmalen Holzbänkchen dicht aneinandergerückt, — denn es bot kaum Raum für zwei Personen —, und der österreichische Edelmann konnte sich an dem lieblichen Geplauder dieses Naturkindes nicht satt hören.

Auch heute hatte sich eine dieser Erholungspausen schon ungebührlich lange ausgedehnt, und Using sprang nun entschlossen auf. „Jetzt aber an die Arbeit, Kind!" rief er munter, und seine blauen Augen glänzten vor Lebenslust und Schaffensfreude. „Das Bild muß übermorgen fertig werden. Dann male ich erst eins für Donna Assunta, dann eins für dich selber, und dann ein ganzes Dutzend für mich!"

„Für Euch ein ganzes Dutzend?" fragte Carmela erstaunt. „Wer soll Euch denn die alle abkaufen in Wien, wo mich doch kein Mensch kennt?"

„Oh, davon könnte ich tausend Stück in Wien loswerden! Aber ich denke gar nicht daran, eins von den Bildern zu verkaufen, die ich von dir mache. Die behalte ich alle für mich selbst als Andenken an Neapel und an dich! Und wenn mich wieder einmal jemand warnt, in euer verrufenes Lavinajo hineinzugehen, dann lache ich ihn aus und zeige ihm, was es da Schönes zu sehen gibt."

„Hat man Euch denn so gewarnt, unsere Straße zu betreten?" Carmela nahm, während sie sprach, schon wieder gehorsam ihre Stellung vor dem Gebüsch ein.

„Ja, man hat mir allerdings gesagt, daß es, besonders für einen Fremden, höchst gefährlich wäre, sich hier herumzutreiben. Und ich glaube, daß diese Warnungen sehr berechtigt sind: Man kann nämlich hier sehr in Gefahr kommen, sich bis über die Ohren zu verlieben!"

Carmela lachte in kindlicher Ausgelassenheit und vergaß darüber wieder einmal, ihre richtige Stellung zu bewahren.

„Willst du wohl ruhig stehen!" drohte Using lächelnd. „Nun hast du das Haar wieder ganz verschoben, du Sprühteufelchen, du!" Er ging auf Carmela zu, brachte ihren Kopf wieder in die richtige Haltung und legte ihre dichten Locken so zurecht, wie er es für sein Bild brauchte.

„Und meint Ihr wirklich, Signor Raimondo, etwas Schlimmeres könnte einem Fremden in Lavinajo nicht passieren?" plapperte Carmela weiter. „Nehmt Euch nur in acht und seid mir nicht zu leichtsinnig! Es ist hier schon manchem an den Kragen gegangen. Und vor allem," fügte sie mit schelmischem Lächeln hinzu, „guckt nicht zuviel nach den hübschen Mädels! Das ist das Allergefährlichste hier, denn die Neapolitaner sind furchtbar jähzornig."

(Fortsetzung folgt.)

Sind Spatzen mutiger als Tauben?

Von Albert Heinrich Hähnel.

Die Frage, ob Tiere ein Raumgefühl, insbesondere ein Erinnerungsvermögen für Raumverhältnisse, besitzen, hat die Psychologen schon seit längerer Zeit beschäftigt. In jüngster Zeit war es vor allem der holländische Forscher van Essen vom Psychologischen Institut der Universität Amsterdam, der dem Problem seine besondere Aufmerksamkeit widmete.

Der Forscher ging, wie er in der „Zeitschrift für Psychologie" unlängst mitteilte, bei seinen Arbeiten von der Beobachtung aus, daß undressierte Tauben nur dann Futter aufpicken, wenn es mehr als einen halben Meter von dem Menschen entfernt liegt, der ihnen das Futter reicht. Spatzen dagegen wagen sich viel näher an den Menschen heran. Damit ist indessen keineswegs gesagt, daß Spatzen größeren Mut besitzen als Tauben.

Die Ursache zu dem verschiedenen Verhalten ist wohl in der Tatsache zu suchen, daß die Taube infolge ihrer Körpergröße mehr Raum nötig hat, um sich erforderlichenfalls zur Flucht zu wenden, als der Sperling. Keinesfalls ist dagegen das Benehmen der Tauben so auszulegen, als ob sie auf das dargebotene Futter keinen Wert legten. Sie geben vielmehr unter Umständen sehr deutlich zu erkennen, daß sie sehr begierig auf die Nahrung sind.

Für den Tierpsychologen stellt sich das Problem nun so dar, daß er sich zu fragen hat: Wie ist das Verhalten des Tieres gegenüber dem begehrten, aber unerreichbaren Futter zu erklären? Wie kommt es, daß die Vögel, die scheinbar kein großes Interesse für das Futter an den Tag legten, fortfliegen, doch stets den Ort in Erinnerung behalten, an dem das Futter sich befindet?

Die Annahme liegt nahe, daß sich der betreffende Ort in ihr Gedächtnis eingeprägt hat. Indessen besitzen die Tiere keine eigentliche Gedächtnisvorstellung von dem Futter und dem Futterplatz, wie sich aus einer großen Anzahl von Versuchen mit Vögeln unzweideutig ergeben hat. Gleichwohl verliert die Taube das Futter — bildlich gesprochen — nicht aus dem Auge, obwohl sie es im buchstäblichen Sinne nicht sehen kann, wenn es in einer bestimmten Entfernung von ihr liegt. Das Tier gibt seine Nervenspannung nicht einen Augenblick auf und fliegt jedesmal immer wieder nach dem Platz zurück. Das Futter bildet den Mittelpunkt seines Orientierungsvermögens hinsichtlich des Raumes. Dieser Orientierungssinn beruht indessen bei den Vögeln auf völlig anderen Faktoren als etwa beim Menschen.

Bei den van Essenschen Versuchen übt das Futter auf das hungrige Tier eine starke Anziehungskraft aus. Die Furcht hindert es indessen, seinem Begehren nachzugeben. Dadurch, daß diese beiden Kräfte aufeinanderstoßen, gerät der Vogel in eine gewisse Erregung. Die beiden Kräfte sind nicht in jedem Augenblick gleich stark. Darum fliegt das Tier einmal fort und kommt wenige Augenblicke darauf wieder zurück, falls es sein Bedürfnis nach Nahrung nicht anderweitig zu befriedigen vermag.

Der herumfliegende Vogel nimmt nun in seinem Gesichtsfeld einmal diesen, dann wieder einen anderen Gegenstand wahr. Dadurch kommt man zu der Annahme, daß sein Gesichtsfeld unabhängig ist von dem Orte, an dem das Tier sich gerade befindet. Dabei bleibt zu beachten, daß der Raum stets stillsteht, während wir — und auch die Tiere — sich bewegen. Wir pflegen uns von dieser Tatsache im allgemeinen stets Rechenschaft zu geben, es sei denn, daß wir uns in schwindeligem oder angetrunkenem Zustande befinden. Daher bleibt der Raum für uns eine unveränderliche Größe. Bei der Taube ist höchst wahrscheinlich das gleiche der Fall. Nur so läßt es sich verstehen, daß die Tiere stets den Weg zu dem Futterplatz zurückfinden.

Diese Folgerung ist nun aber nicht allein von Bedeutung für die Versuche der geschilderten Art, sie gestattet uns auch einen Blick in die Struktur des Raumgedächtnisses der Vögel. Der Raum mit all den Dingen, die sich in ihm befinden, übt einen bestimmten Einfluß auf die Affekte der Tiere aus. Ihre Reaktionen darauf pflegen wir, allerdings zu unrecht, als Gedächtnisleistungen hinzustellen. In Wahrheit ist aber die — vom Tier aus gesehen — Unmöglichkeit, das Futter zu erreichen, die Kraft, durch die seine Reaktionen bestimmt werden. Aus diesem Grunde fliegt es daher auch solange nach dem Futter, bis sein Bedürfnis befriedigt worden ist.

Das Erinnerungsvermögen ist bei den Vögeln im allgemeinen, vom menschlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, recht unzulänglich entwickelt, obwohl sie doch recht kluge und geschickte Tiere sind. Vom Gesichtspunkt der Vögel aus gesehen kann es indessen durchaus nicht als minderwertig gelten; sind sie doch in erster Linie Augentiere. Ein allzu gutes Gedächtnis könnte für sie daher unter gewissen Umständen sogar hinderlich sein.

Auch wenn wir die Frage vom biologischen Standpunkt aus betrachten, wird es ohne weiteres deutlich, warum Vögel meist ein „kurzes Gedächtnis" haben. Sie sind fast alle äußerst lebendig und machen, wenn man so sagen darf, vom Raum einen sehr intensiven Gebrauch. Aus diesem Grunde müssen sie sich stets allen neu und plötzlich auftretenden Umständen rasch und gut anpassen können. Hierzu verhilft ihnen ihr affektives Gedächtnis ausgezeichnet.

Stambuler Mosaik.

Von Wilhelm Heimer.

Allah il Allah . . .

Allah il Allah . . . Das war immer der Morgengruß, der mich ans Fenster rief: Zuerst der mehr gesungene als gesprochene Ruf des Muezzin zum Gebet, melodische Intervalle, die von der nächsten Moschee unter meinem hochgelegenen Hotelzimmer kamen, und dann das Dissonanzen-Stakkato eines schreienden Esels, der mit diesem Morgengebet, mit seinen schweren Körben, mit den antreibenden Stockhieben seines Herrn und mit der ganzen Weltordnung anscheinend nicht zufrieden war.

Der Blick schweifte über das Gewirre der grauen Häuserblöcke von Kassim Pascha nach den sanften braunen Hügeln, zwischen denen das Tal mit dem wunderschönen Namen „Die süßen Wasser von Europa" liegt, senkte sich hinunter nach dem Goldenen Horn, in dem friedlich die paar türkischen Kriegsschiffe ruhten und blieb dann links entzückt auf den gelb und rosarot leuchtenden Wolken und den darüber schwebenden weißen Kuppeln und Minaretts der Moscheen von Stambul haften.

„Allah il Allah . . ." und das störrische „I—aah, I—aah" weckten die andern Geräusche des erwachenden Peras.

Biergarten in Pera.

Der Fremde wohnt in Pera, das heute noch mehr als früher das nüchterne graue Alltagsgesicht der Großstädte Europas zeigt. Hoch am Häuserhügel liegt das „Grand Hotel Novotny", das in den Glanzzeiten Deutschlands „Grand Hotel Kroecker" hieß, einem Deutschen oder Österreicher gehörte, aber seit dem großen Debakel in tschechischem Besitz ist. Obwohl heute an den Festtagen die rot-weiß-blaue Fahne statt der schwarz-weiß-roten aus dem Fenster in die steile, enge, geschäftige Straße gehängt wird, suchen die Deutschen aus Anhänglichkeit und aus wirtschaftlichen Überlegungen dieses Hotel auf.

Es gibt vornehmere, reinlichere Gasthöfe in Pera als Novotny, aber man ist hier gut aufgehoben, bekommt sein Glas Bier, das in Konstantinopel unter Aufsicht eines waschechten Münchner Braumeisters gebraut wird und gar nicht schlecht schmeckt, und kann sich eine Speisekarte in deutscher Sprache geben lassen. Abends sitzt man im Hof unter den grünen Bäumen und unter den elektrischen Bogenlampen, die vorzügliche Kapelle spielt deutsche, italienische und französische Musik. Und trotz der vielen grünlich-gelben türkischen Offiziersuniformen, trotz der fremden Leute, die rings herumschwirren, hat der Deutsche die über alles geliebte Gemütlichkeit eines heimatlichen Biergartens.

Das Schönste aber, was dieses Hotel bieten kann, ist seine Aussicht, sofern man das Glück hat, ein sonst im allgemeinen wenig begehrtes Zimmer „nach hinten" zu erhalten. Von hier aus sieht das Auge das Bild einer orientalischen Stadt, wie es ihm seine Phantasie beim Lesen eines Märchens aus Tausendundeiner Nacht vielleicht vorgezaubert hat.

Nach der Arbeit: Kef.

Kef ist das türkische Wort für Wohlbehagen. Der Türke braucht das Wort, wenn er ungefähr von dem Gefühl beherrscht wird, das ein Deutscher zur Feierabendszeit bei

seinem Bier und seiner Zigarre hat. Für den Türken tritt Kef ein, wenn er vor seinem dicken schwarzen, süßen Kaffee sitzt, sein Nargileh dazu raucht und nicht viel denkt . . .

Da gerade Gebetsstunde war, ließ man mich, den Giaur, nicht in das weltberühmte heilige Gebäude Agia Sophia, mit dem Kaiser Justinian König Salomo übertroffen haben wollte, und, um mir nun die Zeit zu vertreiben, hockte ich mich in den Hof zu den Weißbärten, die bei Kaffee und Nargileh Kef machten.

Ich wollte mitmachen.

Der Kaffee schmeckte ausgezeichnet, aber die türkische Wasserpfeife, beim Bart sämtlicher Propheten! — ist mir schlecht bekommen . . .

Wunder der Moschee.

Im Hof standen oder hockten die Gläubigen vor den Waschplätzen und wuschen sich die Füße. Sie (die Füße) hatten es sehr nötig gehabt, aber nicht daher rührte die Wasserverschwendung, sondern daher, daß der Koran die Reinigung vorschreibt. Ich zog meine Schuhe aus, schritt auf Socken über die Steinfliesen, setzte mich still und bescheiden nach Landessitte auf eine der Strohmatten, mit denen der ganze Boden der riesigen Suleiman-Moschee bedeckt ist, und bewunderte . . .

. . . bewunderte die edle und gediegene Pracht dieses Bauwerkes, die starke Ruhe der Pfeiler, das schwebende Halbrund der riesigen Kuppel, die reizenden Farben der Marmortäfelchen, die Wände und Pfeiler bedecken, die kostbaren persischen Fayenceplatten an der Hinterwand des Mihrabs, die Spiele der satten Lichttöne der Glasmalereien, die üppigen Ornamente, die verschwenderische Lichtfülle.

Und Tag für Tag besuchte ich zwei oder drei dieser Wunderbauten, und außer in jener Agia Sophia, die zu sehen für jeden Stambulbesucher selbstverständliche Pflicht ist, habe ich nie einen Fremden in diesen weiten, kühlen und stillen Hallen getroffen. Ab und zu hockten ein paar Männer auf den Teppichen, mit dem Gesicht nach Mekka gewandt, murmelten ihre Gebete und neigten sich.

Im Dämmer des Bazars.

Man hatte mich gewarnt, ohne Führer dieses überwölbte Labyrinth von Straßen und Gassen zu besuchen, aber ich fand mich allein heraus, nachdem ich zwei Stunden hin und her, vorwärts und zurück und sechsmal ums Quadrat gelaufen war.

Ein gellender und schreiender, zusammenfallender Minotaurus-Palast, in dem mich bald einer vorn am Rockknopf packte, um mir billige Buchara aufzuschwätzen, bald einer an der Seite zog, um mich mit Tanagrafigürchen zu beschummeln, oder einer von hinten zupfte, um mich auf Bijouteriewaren aus — Pforzheim aufmerksam zu machen.

Die einzelnen Branchen sind abgeteilt wie in einem Warenhaus. In Nischen, Kojen und Budiken sitzen die Klempner, die Goldschmiede, die Kupferschmiede, die Tischler, die Schuhmacher. Es wird geklopft, gehämmert, gesägt. Hier duften alle Wohlgerüche Arabiens . . . Sage niemand, der Orient wäre von Kemal Pascha aus der Türkei vertrieben worden!

Die Galata-Brücke.

Eine schmucklose Brücke, über das Goldene Horn gelegt, Orient und Okzident verbindend. Architektonisch scheinen das italienisch anmutende Galata und Pera das Abendland zu vertreten, während die von Kuppeln und schlanken Fingern der Minaretts gekrönte Hügelstadt Stambul das Morgenland veranschaulicht.

Eine Kette von Männern in langen, unsauberen Mänteln sperrt an beiden Enden die Brücke ab und fordert von Autos, Droschken und Fußgängern das Brückengeld. Die Opferung des Brückenobolus geht so rasch vonstatten, daß trotz des Riesenverkehrs keine Störung entsteht. Unaufhörlich läuft der Strom der Menschen und Wagen über diese wichtige neue Brücke, und fast ohne jegliche Organisation wickelt sich der Verkehr ab.

Einige hundert Meter weiter oben legt sich die alte Brücke über das grüne, an den Ufern schmutzige Wasser. Sie scheint halb in Ruhestand gesetzt, und ihre Wärter und Brückengelder-sala haben Zeit zu einem Schwatz.

Orientalisch ist noch das architektonische Bild in Stambul. Kuppeln, Minaretts, Türben, Brunnen, die Reihen der kleinen hölzernen Häuschen, die von der Sonne grau gedörrt sind und Brände herausfordern, die Holzgitter der früheren Harems, die Trümmerstätten abgebrannter halber Stadtviertel, die niemand wieder aufzubauen gedenkt. Orient sind die Kirchhöfe mit den schiefen Totensäulen und schlanken dunkeln Zypressen, die Gelassenheit der Menschen, der Staub und die Gerüche.

Die vielen roten Pünktchen im Straßenbild sind leider verschwunden, und mit dem Fes verschwanden die Geheimnisse der Frauenschleier. Man sieht, daß die wenigsten Türkinnen, die sich jetzt in einer Art schwarzen Nonnentracht durch die Straßen wiegen, die Schönheit einer Prinzessin aus Tausendundeiner Nacht besitzen.

Europäisch sind die bimmelnden Straßenbahnen, die Autos, die allerdings mehr durch die steilen Straßen Peras als zwischen den dockeligen Holzhäuschen Stambuls rasen, europäisch sind die Bilder in den Zeitungen und Zeitschriften, ist das Denkmal des energischen Reformators Kemal. Und nicht mehr lange wird es dauern, so verschwinden auch die für den Fremden rätselvollen Schnörkel, Schlangen und Punkte an den Straßenbahnwagen und auf den Straßenschildern, — die lateinische Schrift ist eingeführt.

Was ist aber das, wenn man frankierte Postkarten und Briefe in einen Briefkasten wirft und die Postsendungen nicht ankommen, weil irgendein Beamter die ungestempelten Briefmarken klaut und mit den Briefen und Karten sich seinen Kaffee wärmt?

Frikadellen-Paul macht faulen Zauber

Ich erkannte ihn sofort wieder, als er aus dem Zug kletterte und nach seiner Reisetasche griff.

„Hallo, Frikadellen-Paul!" rief ich ihn an, „was machen Sie denn hier?"

Er setzte seine Tasche hin und drehte sich um. „Nanu, waren Sie Kunde bei mir? Danach sehen Sie gar nicht aus . . ."

„War ich auch nicht", sagte ich, „aber vielleicht entsinnen Sie sich, daß ich Sie vor zehn Jahren als Reporter in Ihrem Tätowier- und Frikadellenkeller in der Davidstraße in Hamburg besuchte und interviewte?"

„Richtig, Menschenskind!" rief Paul und haute mir auf die Schultern, daß die Knochen knackten, „ich habe ja noch das Bild, das Ihr Pressezeichner damals von mir malte!"

„Ja", sagte ich, „da sahen Sie aber schlanker aus!"

„Stimmt, stimmt", brummelte Frikadellen-Paul und nahm seine Reisetasche wieder auf, „man legt aus mit den Jahren. Was machen Sie? Sind Sie jetzt hier beschäftigt? Ich nehme an einem Verwandtenbegräbnis teil und fahre heute abend wieder nach Hamburg. Wollen wir nicht 'nen lüttjen steifen Grog kippen — so wie damals, Nord-Nordost?" Paulchen sprudelte seine Worte immer noch so wie früher.

Na, warum denn nicht? So ein Grog mit Rum und Zucker (hat jemand etwas von Wasser gesagt?) kann eine ganz gesunde Angelegenheit sein. „Sagen Sie mal: benutzen Sie eigentlich immer noch Ihren tollen Titel, den Sie aus China mitgebracht haben?"

Frikadellen-Paul legte mir an Stelle einer Antwort schweigend seine neue Visitenkarte neben das Grogglas. Richtig, da stand es wieder: „Prof. tattooing" — — sagen Sie selbst: Welcher Seefahrer ahnt wohl, daß es sich selbstverständlich nicht um einen Professor, sondern ganz einfach um einen „professionellen Tätowierer" handelt? Auf diesen faulen Zauber fällt man in der Davidstraße immer wieder herein, und auch Paulchens berühmte Vorgänger — „Mops" und „Polen-Leo" — haben sich seiner skrupellos bedient.

„Wissen Sie, Tätowieren ist eigentlich heute wenig gefragt", sagte Frikadellen-Paul und kippte den Rest des goldgelben Getränks hinter die Binde, „und daran ist der Sport schuld. Ich kann es den jungen Leuten von der Marine nicht einmal verdenken — die Schönheitsbegriffe für den menschlichen Körper sind heute andere, als vor zehn, zwanzig oder dreißig Jahren. Ach, was waren das noch für Zeiten, als ich „Gebrochene Liebe" in die Arme stach, oder „Seemannsliebe rostet nicht"! Heute? Da lockt nicht mal mehr der elektrische Tätowierapparat, und dabei habe ich 150 Mark für das Biest geblecht. Na, Schwamm darüber — verkaufen wir heiße Frikadellen, das Geschäft blüht immer auf Sankt Pauli . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.